Der Spielteufel.

Von Siegmund Feldmann.

Schon die alten Germanen . . . ja, ja, das haben wir bereits auf der Schulbank gelernt. Aber wenn Tacitus vermeinte, daß die alten Germanen eine Ausnahme und ganz allein vom Spielteufel geritten waren, dann hat er es eben nicht besser gewußt, oder er wollte uns was weismachen. Gewiß saß dieser Teufel auch den Völkern ringsum, bis herab zu den Iberiern, fest im Nacken, denn — so betrübend diese Erkenntnis auch sein mag, man muß sie aussprechen — ohne irgendeine Teufelei können die Menschen nicht leben, und eine große Auswahl hatten sie damals nicht in diesem Artikel. Welcher andern Leidenschaft als der des Spiels hätten alle diese Stämme auf dem Boden einer Kultur fröhnen sollen, die keine wechselnden Horizonte, keine geistigen Auswirkungen kannte und das ganze Dasein in einen sehr engen, von den primitivsten Bedürfnissen gezogenen Kreis starrer Pflichten und Formen zwang. Aus dieser Gebundenheit löste sie das Spiel, das in die reale Welt eine imaginäre Welt hineinbaut, eine Welt der unbegrenzten Möglichkeiten, die der Phantasie den zugänglichsten Tummelplatz öffnet.

Und wie es damals war, so ist es heute, gleichviel ob man würfelt, wie die alten Germanen, oder sich an das Bakkarat und die Roulette drängt, die mit „fortschrittlicheren" Werkzeugen arbeiten. Wir dürfen den Sprung von den eichenbeschatteten Schluchten und Lichtergefunkel unserer modernen Spielpaläste getrost wagen, zwischen dem grünen Rasen und dem grünen Tisch gibt es nur den Unterschied des Apparates, der „Aufmachung", wie man jetzt zu sagen liebt. Ueberall, wo die Schicksalsgöttin mit den segnenden und leider! auch fluchenden Händen waltet, unterliegen die Menschen dem gleichen unwiderstehlichen Antriebe, mit ihr anzubinden. Es ist ein harter Strauß, in dem viele unterliegen, aber wer ihn ausgefochten hat, wird richtig belohnt, und nicht bloß mit „schnödem Geld". Der Versuch, den Spielgewinn zu einem wirtschaftlichen Erfolg zu fristeren und ihm dadurch eine sittliche Seite zu retten, wäre heller Wahnwitz; aber er hat allen Ernstes eine ästhetische Seite, die sich aus seinen dramatischen Voraussetzungen ergibt. Er flößt dem, der ihn mit Waghalsigkeit, Beharrlichkeit und Ruhe errang, ein Siegesgefühl ein, das nicht ohne Stolz ist. Der Berufsspieler ist verächtlich; und wer im Spiel mehr sucht als eine Aufregung, die ihn über den alltäglichen Tag für eine Weile hinausträgt, lebt am Rande der Anständigkeit. Allein aus der blanken Habsucht nährt sich diese Aufregung keineswegs; ihre Wurzel liegt tiefer. Sonst würden wir nicht jahraus, jahrein in Monte Carlo die amerikanischen und sonstigen Millionäre ihre Banknoten mit gespannten Mienen auf den Trente-et-Quarante-Tisch streuen, sonst würden wir nicht so viele Leute spielen sehen, denen es wirklich nichts ausmacht, ob sie fünfzigtausend Frank mehr oder weniger heimbringen. Nicht die Beute reizt, sondern die Jagd, die Jagd nach dem Unbegreiflichen, dem Unberechenbaren, dem Uebermächtigen, die Jagd nach dem Zufall, dessen hilflose Sklaven wir alle sind. Der Gewinn nun erfüllt den Spieler mit dem Triumph, den Zufall überwunden zu haben, stärker als der Stärkste gewesen zu sein; er ist, so angeschaut, eine Form, in der das Ideal sich darstellt: ein Ideal, das, entgegen seiner Definition, erreichbar und um so verlockender ist, als der Weg zu ihm durch ein Abenteuer voll Gefahren und Ueberraschungen führt.

Diese Abenteuerlichkeit des Glücksspiels dürfen wir nicht vergessen. Wir werden uns dann nicht wundern, daß man dem Spielteufel durch keine Beschwörung beikommen kann. Denn der Drang nach dem Abenteuer ist eine Erbsünde unserer Seele, gegen deren Anfechtungen nur der völlige Stumpfsinn schützt. Doch wenn das Abenteuer uns wie ein Rausch ergreift, in dessen Nebeln alle Linien und Zwecke des Daseins versinken; wenn es so leicht ist, daß jedermann es ohne Tapferkeit herausfordern kann; wenn es auf der Straße liegt, so daß man sich nur danach zu bücken braucht; wenn es der Gewissenlosigkeit zur Ausbeutung der Schwachen und Unerfahrenen dient und Begehrlichkeiten und Gelüste weckt, die den Sinn für Pflicht und Ordnung ertöten, dann wird es zur öffentlichen Gefahr — zur Gefahr der Stunde, in der wir leben.

Indes, es nützt wenig, blind auf die Moralpauke loszudreschen und gegen menschliche Leidenschaften die Kanonen der Entrüstung aufzufahren. Die Menschen sind nun einmal keine Musterknaben, und nur puritanische Selbstgerechtigkeit kann das Spiel an sich als Laster und jeden Spieler ohne weiteres als Schädling verdammen. Das ist Torheit. Blücher, die unverbesserlichste aller Spielratten, ließ 1815, in den paar Monaten der Pariser Okkupation, bei Frascati im Palais-Royal den Pappenstiel von anderthalb Millionen auf dem grünen Tisch liegen, aber er hatte vorher den Tag von Waterloo entschieden. Herbert Spencer und unser Lessing waren eifrige Spieler. Das hat weder den einen gehindert, dem Jahrhundert neue philosophische Lichter aufzustecken, noch den andern, ein ganz reputierlicher deutscher Klassiker zu werden. Und auch der berühmte Naturforscher, dem man jetzt fast allabendlich in einem (gestatteten) Berliner Klub begegnet, setzt sich nicht an den Bakkarattisch, um Einsteins Relativitätsgesetz oder die Atomenlehre weiterzubilden. Als er mir meine Ueberraschung anmerkte, sagte er: „Um nicht daran zu denken." . . . Daran! Wir alle denken und kranken an diesem „Daran" Und man versteht schließlich, daß auch ein Mensch der Auslese die Flucht aus der realen Welt in die imaginäre Welt des Spiels versucht, deren fiktive Verknüpfungen ihm den Druck des Augenblicks vom Geiste nehmen. Die Psychologie des Spiels gilt für alle, für die Gelehrten wie für die Buschmänner.

Die Psychologie ist eine schöne Sache, und dem kühlen Beobachter, der sich mit den sozialen Erscheinungen bloß in seiner Studierstube auseinandersetzt, mag sie genügen. Ihm mag es sofort einleuchten, daß man desto fieberischer nach der imaginären Welt hastet, je unerfreulicher die Zustände in der realen geworden sind. Aber diese Erklärung reicht nicht aus. Das Uebel wütet in ganz Europa, es erstreckt sich vielleicht schon auf die Kontinente jenseits der Meere. Es hat auch die Länder verseucht, in denen die moralischen Zustände anders sind, die Länder, die keinen Zusammenbruch erlitten und jene andere Welt nicht brauchen, in der der Lethequell des Glücksspiels sprudelt. Es wütet zumal in Italien und in Rumänien, es hat seine Tempel und Verstecke auch in den neutralen Staaten, die sich am Elend der Nachbarn fett mästen konnten. Solange es nur jene kleine Minderheit verführt, die etwas von ihrem Ueberfluß daransetzt, kann man sich damit abfinden. Es ist gleichgültig, womit der Schieber seinen übel errafften Mammon anreizt und der goldene Lebejüngling seine Nerven kitzelt. Früher war der Spielteufel so wählerisch; heute ist er anspruchsloser und dabei gefräßiger geworden. Er sucht sein Futter auch in den Werkstätten und auf den Hintertreppen, er reißt auch die dunkle Menge der Fronenden mit, die ihm ihre Spargroschen, ihren Arbeitslohn und, wenn es schief geht, die Portokasse in den Rachen werfen. Er triumphiert über die Sieger wie über die Besiegten, und sein Thron ist auf den Ruinen der Gesittung aufgerichtet, die der Krieg überall zurückließ. Nach diesem großen Abenteuer der Völker hascht jeder einzelne gierig nach seinem kleinen Abenteuer. Und die ausgeblutete, verderbte, hirnlose, zuchtlose, hoffnungslose Zeit weiß ihm kein anderes zu bieten als das Spiel!

Berühmte Riesensprengungen und Riesenexplosionen.

In einer höchst lesenswerten Monographie über „Die Schieß- und Sprengstoffe", die zum erstenmal dieses weite Gebiet in abgerundeter und umfassender Weise behandelt und die sowohl für den wissenschaftlich geschulten und praktisch tätigen Chemiker wie auch für den allgemeinen Standpunkt des Gebildeten berechnet ist, behandelt der Verfasser Dr. Alfred Settbacher auch ausführlich die Sprengarbeit selbst und gibt dabei Beispiele berühmter Riesensprengungen und Riesenexplosionen, die allgemeine Beachtung verdienen und denen wir folgende Angaben entnehmen:

Eine der gewaltigsten Sprengungen wurde am 10. Oktober 1885 am Eingang zum New Yorker Hafen ausgeführt: Während die weite Umgegend unter drei verschiedenen, erdbebenähnlichen Stößen erzitterte, erhob sich das Meer auf einer Fläche von 400x250 Meter gegen 60 Meter Höhe, darüber hinaus Wasserschaum mit bunt gefärbten Explosionsgasen in die Luft wirbelnd. Das Schauspiel dieses Riesengeysirs stammte von der Sprengung einer mächtigen Felsenklippe, dem sogenannten Flood Rock des Hell Gate (Höllentor) Riffes her, — einer größtenteils unter Meeresoberfläche liegenden mit Quarzadern durchzogenen Hornblendegneismasse, welche unter der Wucht einer bis dahin unerhörten Sprengladung von ihrer schiffahrtsgefährdenden Stelle abgehoben wurde.

Zuerst wurden in das Riff zwei über Wasser mündende Schächte von 20 Meter Tiefe getrieben und dann die ganze Felsmasse durch ein Netz von insgesamt 6600 Meter Stollenlänge, bei 3,5 Metern Breite mit einem Ausbruch von 60,000 Kubikmetern unterfahren. Die größte Galerie war 360 Meter lang; die Dicke der zu sprengenden Firstdecke wechselte zwischen 3 und 6 Meter. First und Wandungen der Stollen wurden nun mit zusammen 13,280 Bohrlöchern von 2,7 Meter Länge und 12 Zentimetern Durchmesser gespickt und mit 143,000 Kilogramm Sprengmasse geladen. Die abgesprengte Felsmasse wurde auf 180,000 Kubikmeter geschätzt. Die Kosten erreichten den Betrag von 5,25 Millionen Franken.

Ein Beispiel für die Anwendung von Riesenminen bietet die großartige Felsensprengung 1906 bei Alpnach am Vierwaldstättersee. Es gelangten im ganzen 6000 Kilogramm Sprengpulver zur einmaligen Entzündung, welche 30 Meter tief hinter einer Felswand in einer Minenkammer eingebettet lagen. Die Zündung erfolgte durch mehrere elektrische Sprengkapseln aus 300 Meter Entfernung: man hörte einen dumpfen Knall und dann ein Getöse, einem Bergsturz gleich; ein dichter Nebel von Pulverdampf und Staub bedeckte lange Zeit die Absturzstelle. Etwa 40- bis 50,000 Kubikmeter Material in großen und kleinen Blöcken waren bis hart an die Arbeitshütten gerollt.

Aehnliche Minen, sog. Quetschminen, werden auch im Kriege verwendet. So wurde im russisch-japanischen Kriege (Ende Dezember 1904) der Fortsgürtel um Port Arthur mit Ladungen von 2000, 3000 und 5000 Kilogramm Dynamit brescbiert. Nicht anders verfuhr man im „unterirdischen Stellungskriege".

Als ein außergewöhnliches Minenereignis verdient die Sprengung eines Riesenmarmorblocks bei Carrara am 14. Juli 1907 hervorgehoben zu werden. In mehrjähriger Vorbereitung wurde auf einer Höhe von 1200 Metern eine Galerie tief in den Berg hineingeführt und 80 0 Kilogramm eines besonders wirksamen Sprengstoffes hinterlegt. Es sollten 190,000 Kubikmeter Marmor gewonnen werden. Erst war es, als spalte sich der Berg, dann rauchte es aus seinem Innern und unter heftiger Erschütterung stürzte der Berg mit ungeheurem Getöse zusammen. Ein riesige, schreckenerregende Lawine von tausend und abertausend Marmorblöcken wälzte sich tosend in die Tiefe. Ein feiner, schneeweißer Staub wirbelte auf, immer dichter werdend und zuletzt den ganzen Marmorsturzbach verhüllend.

Eine der gewaltigsten, allerdings unbeabsichtigten Riesenminen war die Explosion des Dynamithauptlagers an der Jungfraubahn. In einem Nebenraum des Tunnels, 2695 Meter hoch in der Eigerwand, waren 25,000 Kilogramm Sprenggelatine untergebracht. Am 15. November 1908, etwa gegen halb elf Uhr, widerhallten die Berge von einem furchtbaren Knall, und die nahen Talbewohner flohen erschreckt aus ihren Häusern wie bei einem Erdbeben. Als sie in die Höhe schauten, sahen sie gewaltige Rauchmassen, welche aus dem Berginnern des Eiger hervorzuquellen schienen. Die Explosion hatte die 20 Meter dicke Wand ohne weiteres durchgedrückt und sich dann in den Luftraum hinaus entladen. Von den Bergen lösten sich Lawinen. In dem 1500 Meter tiefer gelegenen Grindelwald wurden 8 Millimeter dicke Schaufenster eingedrückt. Der Krach und die Erschütterung waren von ungeahnter Fernwirkung. In Lindau am Bodensee fühlte man den Boden unter den Füßen wanken und glaubte gleichzeitig ein leise zitterndes Rollen aus dem Erdinnern zu vernehmen. Die Straßenlaternen klirrten und in manchen Häusern gingen die Türen von selbst auf.

Noch beklemmender und naturgewaltähnlicher am ehesten mit der elementaren Verheerungskraft eines Vulkanausbruchs vergleichbar erscheint das britische Minen-Unternehmen am Wytschaetebogen, der größten Sprengung des Weltkrieges. Weit unterhalb des Grundwassers, in einer Tiefe von 50 bis 60 Metern wurden die deutschen Stellungen durch 19 Stollen mit insgesamt 600 Tonnen Sprengstoff (40 Eisenbahnwagenladungen) unterminiert und gleichzeitig am Morgen des 7. Juni 1917 gesprengt. Die Erschütterung, die auf einen Schlag die ganze Front in eine riesige schwarze Wolkenwand von Rauch und Staub hüllte, war die eines Erdbebens; die deutschen (verlassenen) Stellungen wurden verschüttet oder versanken in den Abgrund der aufklaffenden Erde. Die Sprengtrichter maßen durchschnittlich 60 bis 80, einige sogar 90 bis 100 Meter im Durchmesser. Bei einer Weite von 80 und einer Tiefe von 30 Metern ergibt sich eine Auswurfsmasse von 50,200 Kubikmetern oder 85,000 Tonnen, was nicht weniger als 8500 Eisenbahnwagenladungen zu 10 Tonnen entspricht.

Eines der beredtesten Zeugnisse für die Fernwirkung des Explosivstoßes war die furchtbare Munitionskatastrophe im nordamerikanischen Hafen zu Halifax. Am Morgen des 7. Dezember 1917, etwa gegen 9 Uhr, stieß der von New York her kommende französische Munitionsdampfer „Mont-Blanc" beim Einfahren in die Bucht mit dem ausfahrenden belgischen Proviantdampfer „Ima" zusammen und wurde vorn eingedrückt; die Benzinvorräte ergossen sich über das Schiff und gerieten in Brand. Während die Mannschaft mit allen Mitteln des Feuers Herr zu werden versuchte, näherte sich das Munitionsschiff dem Quai. Unterdessen war das brennende Benzin bis in die Heizräume geflossen. Hoffnungslos und überzeugt, daß doch jede weitere Anstrengung nutzlos sei, verließ die Besatzung den brennenden Dampfer. 17 Minuten nach dem Zusammenstoß erfolgte die vulkanähnliche Explosion, welche den amphitheatralisch aufsteigenden Stadtteil Richmond dem Erdboden gleich machte, 5000 Menschen sofort tötete und 10,000 verwundete. Der Schaden belief sich auf 100 Millionen Franken.

Die Fernwirkung der Explosion war außerordentlich. 7 Kilometer von der Bucht entfernt wurde ein Telegraphist gegen eine Mauer geschleudert und getötet. 10 Kilometer nördlich der Stadt wurde die Kolonie der Rothäute heimgesucht und viele Indianer unter den Trümmern begraben. Noch in einer Entfernung von 100 Kilometern zerbrachen alle Fensterscheiben.

Die festen Explosionsprodukte erhoben sich zu einer riesigen Rußwolke, die in unheimlich geballten Formen auseinanderbrodelte und lange Zeit wie eine Erscheinung des Schreckens über dem Schauplatz der Verwüstung schwebte.

Wenn Jemand eine Reise tut.

Von William Forgo.

Scherereien an allen Ecken und Enden. — Zoll-, Paß- und Bahnplackereien in allen Ländern. — Besonders scharfe Maßnahmen in Frankreich.

Reisen war eigentlich nie eine einfache Sache. Protzen bilden sich zwar ein, daß man mit Geld alles zu tun vermöge, Geographen meinten sich bei vorbedachten Reisen nie irren zu können, Vorsichtigere fühlten sich des Reiseerfolges sicher, wenn sie die Vorschriften der Reisebureaus wohl in der Tasche hatten. Und alle hatten ihre Enttäuschungen. Heute, nach dem Kriege, im Halb- oder Viertelfrieden ist aber das Reisen in Europa unvergleichlich viel schwieriger und die immer unangenehmen, oft unausstehlichen Paßschwierigkeiten sind nicht einmal immer das Aergste. Doch mit diesen beginnt es.

Amerikaner werden es nie einsehen, warum, wenn schon Reisepässe zur besseren Bequemlichkeit der europäischen Polizeibehörden ausgegeben werden müssen, warum also in unserem Lande so viele Umstände gemacht werden, ehe ein solcher Reiseschein ausgestellt wird. Nichtbürger erhalten ihn ohne viele Hindernisse, Bürger müssen beweisen, daß ihre Europafahrt dringend ist und wenn sie die Beweise bringen, sagt man ihnen nicht, daß sie lügen, das wäre unhöflich, man glaubt ihnen nur nicht. Schließlich erhält ein Teil der Ansuchenden die gewünschten Pässe, wenn auch nur vielleicht darum, weil man sonst nicht wüßte, warum wir in Washington ein Paßbureau mit hunderten von Angestellten haben.

Das Reiseglück beginnt mit dem Besitze des kostbaren blauen Bogens mit dem enormen roten Staatssiegel. Es ist ein schöner Tag, wenn auch die Sonne nicht scheint. Die Tage folgen einander, sind sich aber nicht gleich. Man muß sich jetzt den Paß visieren lassen und zwar nach den Ländern, in die man sich zunächst begeben will. Jetzt heißt es vor allem Geduld haben. Ich weiß nicht, wo beim Menschen die Geduld sitzt. Der Dichter sagt ja: „Geduld, Geduld, wenns Herz auch bricht," so wird Geduld wohl etwas ähnliches sein, wie ein zusammenfassender Reifen. Das muß es aber auch sein, denn wenn man z. B. beim französischen Konsul tagelang im Gedränge stehen muß und wenn man den Beamten dann schließlich sieht, und wenn dieser einen wegschickt, um eine notarielle Beglaubigung beizubringen, daß Vater und Mutter (selbst eines Siebzigers) einmal irgendwo geboren wurden, da ist das Zerspringen nicht so ganz ausgeschlossen und ein Geduldsreifen nicht zu verachten, wenn man doch noch reisen will. Es ist kaum viel besser in manchen anderen Konsulaten und man kann von Glück sagen, wenn es dort endlich heißt: „Zwei (oder auch mehr) Dollars bitte," dann ist man nämlich fertig mit dem einen Konsul.

Mit dem visierten Paß kann man dann eine Schiffskarte erlangen. Wenn man kann! Nicht daß es in diesem Jahre nicht genug freie Schiffsplätze gäbe, aber da die gefährliche deutsche Schiffskonkurrenz ausgeschaltet ist, genügen ungehobelte Jungen hinter den Bureauschränken zur Bedienung der Fahrgäste, während die älteren Beamten, die früher bemüht waren, die Reisenden an ihre Gesellschaften zu fesseln, in der Regel an ihren Pulten bleiben. Ein hübsches Mädchen, das den Ticketverkäufer halbstundenlang mit Fragen wegen Reisen im nächsten Jahr bombardiert, hat den Vorzug vor dem armen Teufel, der am nächsten Tag abreisen will. Schließlich, immer mit dem Geduldsreifen ums Herz, hat man denn seinen Fahrschein. Man geht aufs Schiff — allein. Keine Begleitung erlaubt. Man schläft — wenn man kann; man ißt — wenn man kann. O du schöne, du wundervolle Zeit der deutschen Schiffahrt! Da hat man wirklich gespeist. Jetzt ißt man nur. Man trinkt — und das kann man glücklicherweise an Bord. Man wird bedient von den Stewards, wenn sie wollen, man gibt die Trinkgelder, ob man will oder nicht, und — endlich ist Land in Sicht.

Hunderte, oft Tausende der Passagiere, alle Klassen, werden nach der Landung zu gleicher Zeit vorgenommen; sie stehen in Einzelreihen vor einer halbgeschlossenen Tür, durch die Polizisten und Soldaten nur je eine Person in das dahinter liegende Zimmer eintreten lassen. Man passiert zwei oder drei Beamten mit durchdringenden Blicken, sie suchen unsere verbrecherischen Impulse zu erkennen; Jeder tut etwas dem Passe an, wenn er den Reisenden nicht gleich zurückweist. Einer macht ein Zeichen, ein Anderer drückt einen Stempel auf, ein Dritter setzt seine Initialen darunter, dann darf man sich zur Durchsuchung des Gepäckes begeben — wenn es noch da ist, was bei Handgepäck nicht so sicher ist. Was jetzt in Frankreich, in Deutschland, in allen den neuen Ländern Mitteleuropas an Gepäck gestohlen wird, geht über die Hutschnur, wenn der Hut nicht auch mitverschwindet.

Früher hatte man auch bei der Landung Zollscherereien oder beim Eintritt in irgend ein Land, jetzt hat man noch viel härtere Zollplackereien und ganz miserable Paßhärten über sich ergehen zu lassen, wenn man ein Land verläßt.

In Deutschland machen sie es wenigstens noch glimpflich. Man soll nicht mehr als eintausend Mark in deutscher oder anderer Währung bei sich haben, wenn man sich aus Deutschland fortbegibt. Gold und Silber überhaupt nicht. Das wird einfach abgenommen. Demzufolge sollte ein Globetrotter wie ich nicht mehr wie zehn Dollars im Besitze haben, also etwa gerade genug, um in der nächsten Stadt wegen Mangels an Subsistenzmitteln ins Loch zu wandern. Man riet mir in Lindau, von wo ich in die, hinsichtlich Lebensunterhaltes keinen Spaß verstehende Schweiz gehen wollte, von der Reichsbankstelle eine Geld-Ausfuhrerlaubnis zu holen. Der betreffende Beamte gab mir ohne Weiteres die Bewilligung, mein eigenes Geld außerhalb der schwarz-rot-goldenen Lande zu verbrauchen. So konnte ich denn nach nur leichter Untersuchung meiner Schriften und Reisetaschen in das mit halbmannshohem Gitter versehene große Quadrat eintreten, dessen eine Seite vom Bodensee begrenzt ist, um von dort ungehindert aufs Schiff zu gehen. Ich hatte noch etwa zwei Stunden Zeit zur Abfahrt, fand aber das Quadrat doch schon ziemlich besetzt, wo die Abreisenden von den außerhalb des Gitters Stehenden, Frauen und Männern und Kindern, in rührenden Umarmungen und mit lange anhaltenden Küssen Abschied nahmen. Wobei sie sich noch allerhand zusteckten, was der uniformierte Aufsichtsbeamte nicht sehen konnte oder vielleicht nicht sehen wollte. Es ist eben jetzt ganz anders mit deutschen Beamten wie früher. Wenn unser Schiff nicht Millionen in Wertpapieren nach der Schweiz brachte, war es nicht die Schuld der Reisenden und ihrer Begleiter, aber ich glaube auch nicht, daß sie sich eine solche Unterlassung zu Schulden haben kommen lassen.

Viel Schlimmer für den Reisenden ist es beim Verlassen Frankreichs. Unter denselben Vorschriften wie die in Lindau eben erwähnten, kann man aus Frankreich eintausend Papierfranken oder deren Wert in anderer Währung ausführen. Der Besitzer von mehr als 10 Francs Silber und irgend einer Anzahl von Goldstücken wird einfach ins Gefängnis gesteckt, und das Metall konfisziert. Ich verließ Frankreich vier- oder fünfmal in den letzten sechs Monaten und fand es an allen Grenzstationen gleich schlimm, in Bellegarde, auf dem Wege nach Genf, aber war es doch am ärgsten. Mehrere vollgepfropfte lange Personen- und Expreßzüge treffen gleichzeitig dort mehrfach im Tage ein. Alle Passagiere müssen mit ihrem Handgepäck aussteigen, anstatt sich aber so schnell wie möglich ins Zollamt begeben zu dürfen, um zu beweisen, daß sie keine Lebensmittel oder Geldwerte in die Schweiz tragen, die viel mehr von den ersteren hat wie Frankreich, muß man zunächst in endloser Einzelreihe in zugiger Holzbaracke warten, wenn man im Riesenraume überhaupt noch Platz findet, um zunächst über die mitgenommenen Gelder Auskunft zu geben. Am Ende der Linie ist ein schmaler Durchgang für je eine Person, ein Soldat steht dort Wache. Nach Passieren des Durchganges empfängt einen ein anderer Uniformierter, der den Reisenden zu einer Bude mit drei Abteilungen weist, die nach der Ausgangsseite hin offen sind und eine kleine Holzbank als einziges Mobiliar enthalten. Dort sieht ein anderer Zollbeamter, der den Reisenden über seine Mittel ausfragt. Was dieser mehr als tausend Francs besitzt, muß er abgeben und erhält dafür eine Bescheinigung, wenn es nicht viel ist. Ist der Betrag größer, so muß der Tourist in Begleitung nach einer Bank gehen, das Geld zu deponieren. Erscheint der Tourist verdächtig hinsichtlich seiner Barmittel, so muß er sich in eine der Buden begeben, wo er sich zu entkleiden hat, für Damen ist weibliche Hilfe vorhanden. Eine gründliche Untersuchung des Körpers und der Kleider erfolgt. Bei einer Ausfahrt habe ich beobachtet, daß in kurzer Folge fünf Reisende so untersucht wurden und bei allen fünf berichtete der wachthabende Soldat nachher, nichts gefunden zu haben; dann wurden die Reisenden erst entlassen und durften zu den Zollbeamten gehen, die das Gepäck nach verborgenem Gelde und nach Lebensmitteln sehr sorgfältig untersuchten.

Bei solchen Grenzvorgängen ist es nicht zu verwundern, daß alle internationalen Züge viele Stunden Verspätung haben. Man weiß so ungefähr an der ersten Abfahrtstelle, wenn der Zug die Station verläßt, aber niemand hat eine Ahnung, wann die Ankunft am Ziele erfolgen wird.

In Frankreich hat man übrigens noch andere Liebenswürdigkeiten für Touristen. Das große Hotel Regina in Nizza hat neben der Eingangstüre ein Plakat: „Keinem Reisenden deutscher Nationalität ist der Zutritt zu diesem Hotel gestattet." Das trifft auf alle zu, die deutscher Abstammung sind. Solche Aufschriften kann man auch in anderen Hotels finden. Das Hotel war übrigens leer.

Auch Vollblut-Amerikaner und Engländer können in Nizza ihre blauen Wunder erleben. Im Luxus Hotel, Riviera Palace, das ausschließlich von den Reichsten jener beiden Nationen besucht wird, hängen Tarife in Francs, Shillings und Dollars friedlich nebeneinander. Wenn ein Tourist sich bei der Ankunft als von England oder von Amerika kommend einträgt, werden ihm die Preise, nach Tarif, in Shillings, respektive in Dollars gegeben. Der Engländer wird in der Regel die Preise in Francs verlangen, der Amerikaner jedoch, dem Geld- und Geldkurs-Verschiedenheiten unangenehme Rätsel sind, ist sehr zufrieden, die Preise in Dollars zu erhalten. Der Minimumpreis eines Einzelzimmers ist nach dem Tarif drei Dollars, das Mittagessen drei Dollars sechzig Cents u. s. w. Der Amerikaner zahlt diese Preise auch unweigerlich, da er sie auf dem Tarif sieht und beachtet nicht, daß er in Francs für dasselbe nur 15 respektive 18 Francs zu zahlen hätte, während er so, nach gegenwärtigem Kurse, anstatt dessen zirka 40, respektive fünfzig Francs erlegt. Aber auch dieses große Hotel ist ziemlich leer gewesen.

Die eigentliche Eisenbahnfahrt ist in Frankreich angenehmer als in Deutschland und im Innern des Landes verläßlicher. Die früher mit Recht so geschätzte Ordnung und Pünktlichkeit in Deutschland fiel als eines der ersten Opfer der gegenwärtigen Verhältnisse und auch die sprüchwörtliche Reinlichkeit ist fort. Die Nichtachtung der auch in Deutschland wenig kaufkräftigen Mark macht es, daß die Leute sie leichter für Reisen im Lande ausgeben, als vorher. Die viel weniger zahlreichen Züge sind in skandalöser Weise überfüllt. Von Lindau nach München kostet es in der zweiten Klasse des besten der verbliebenen deutschen Schnellzüge, zirka zwanzig amerikanische Cents, trotz inzwischen eingetretener fünfzigprozentiger Erhöhung. Aber in Deutschland weisen die Billette wenigstens noch die richtigen Fahrpreise auf. In Italien ist es nach dieser Richtung noch viel schlimmer. Die Erhöhungen folgen sich dort so schnell, daß die Drucker der Fahrscheine gar nicht mitkommen können. So beispielsweise auf der Fahrt von Valona nach Mailand. Fahrpreise oberhalb des Schalters frisch angeschrieben, setzen den Preis für zwei Lire fest. Am Schalter verlangte der Beamte drei Lire 25 und das Billet, das er mir dann, mit zum Teile falschem Gelde, zurückgab, trug den Aufdruck: „Preis 1 Lire 75". Das ist übrigens bei allen italienischen Schaltern dasselbe, bei großen oder kleinen Reisen. Und auch in Italien drängen sich Reisende mit Fahrscheinen dritter Klasse in die zwei- bis dreimal teureren ersten Klassen und die legitimen Besitzer solcher Fahrscheine müssen stundenlang in den Wagenkorridoren stehen, oft, bei längeren Fahrten nach Berlin, die ganze Nacht hindurch.

Die Schweiz ist das einzige Land des kontinentalen Europa, wo das Reisen so angenehm geworden, wie es vor dem Kriege gewesen. Fahrpreise und Hotelpreise sind höher, aber im Verhältnis, ausgenommen etwa Zürich, sind sie niedriger als man erwartet. Die Paßschwierigkeiten waren hier fast größer als in irgend einem anderen Lande und sind es noch für die Bewohner der Nachbarstaaten Oesterreich, Italien, Deutschland und wohl auch Frankreich. Für Angehörige Hollands, Spaniens, Englands und Amerikas wird jedoch die Ausführung der Vorschriften sehr nachsichtig gehandhabt.

Reisende mit amerikanischem Gelde spüren natürlich von der Teuerung nichts, wenn sie außerhalb Hollands und der Schweiz sich herumtummeln. Bei der jetzigen Valutastellung wird mancher Amerikaner zweimal fragen, ob er sich nicht beim Hören von Preisen getäuscht habe. Es wird ihm viel zu billig erscheinen, was den Einheimischen, als enorme Teuerung, die Haare zu Berge stehen macht. Aber Franzosen und Italiener ersparen selbst dem Amerikaner das Staunen. Sie erhöhen die Preise nach flüchtigem Blick auf den Käufer. Ist dieser „smart", so wird er schließlich doch billige Preise zu zahlen haben. Interessant ist nur, wie verschieden die Angehörigen der beiden lateinischen Nationen das Mißlingen ihrer Beutelschneiderei aufnehmen. Der Franzose, wenn er den gehofften Ueberprofit sich entgehen sieht, wirft giftige Blicke auf das ihm entkommene Opfer, von dem er sich beraubt wähnt, während der Italiener, wenn ihm der Betrug nicht gelungen ist, mit dem Käufer darüber lacht und ihn sogar bewundert.

Wie weit das getrieben wird, unter dem Schilde der gegenwärtig so teuren Anschaffungskosten, sah ich in Rom. Ich ging in eine sogenannte englisch-amerikanische Apotheke und verlangte amerikanische „Lozenges". Der Mann hatte nur die schwarzen Pastillen von Smith Brothers. Sie waren von vor dem Kriege zurückgeblieben. Damals kosteten sie in New York einen Nickel, jetzt glaube ich, kosten sie sechs Cents. Ich nahm sie. Der Apotheker verlangte 1 Lire 75 Cent., in normalen Zeiten 35 Cents für die Schachtel, für die er weniger als fünf Cents bezahlt hatte. Und auch dafür müssen ihm die hohen Lebensmittelpreise und die enormen Anschaffungskosten als Ausrede dienen.

Gespräch mit Alfred Grünfeld.

Von Karl Marilaun.

(Aus dem „Neuen Wiener Journal".)

Den Unterschied zwischen dem, was Wien einst war und was es heute ist, müßte man von Alfred Grünfeld eigentlich klavierspielen hören. An ihm selbst haben die veränderten Zeiten allerdings wenig geändert, dieser liebenswürdige und elegante Musikpatrizier aus den Johann Strauß-Paradiesen gehört immer noch zu den paar Wienern, die es eigentlich gar nicht mehr gibt. Und so wäre er eigentlich, sehr gegen seinen Willen, zu einer historischen Gestalt geworden, für die ihm die zu einer so anstrengenden Mission erforderliche Ehrwürdigkeit und Monumentalität allerdings ganz und gar abgeht. Denn Alfred Grünfeld, der gar nicht in Wien geboren ist, wäre heute so ziemlich der populärste Alt-Wiener, wenn man ihm gegenüber heute schon das erkältende, obzwar ehrende aber ungemütliche Pathos der Distanz einnehmen müßte. Dies wäre schon deshalb ungerechtfertigt, weil dieser sprühende, immer gleich fabelhaft gut aufgelegte, von den Jahrzehnten seiner Berühmtheit nicht im allermindesten strapazierte Phäake zwar in ein paar Jahren ein Siebziger wird, aber im übrigen von diesem unangenehmen Kalenderdatum erfreulich wenig angefochten scheint. Die Erinnerungen an die guten Jahre haben ihn jung erhalten; es ist etwas von jener wienerischen Elastizität an ihm, die den „elenden" Zeitpunkt zwar heftig beklagt, aber irgendwie unter allen Umständen das phäakische Kunststück zuwegebringt, ihn nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Uebrigens soll man, so nahe es zu liegen scheint, Herrn Grünfeld nicht von „Phäaken" sprechen; denn so unwahrscheinlich es klingt, so verständlich ist es schließlich, daß es ihn mitunter ein wenig verdrießt, wenn ihn seine guten Freunde mit beharrlicher Einmütigkeit immer wieder einen „wienerischen" Künstler nennen. „Ich empfinde," sagt er in scharmantester Gutaufgelegtheit, „dieses ewige Attribut des „Wienerischen" als nicht ganz gerecht. Ich spiele die Walzer unseres Johann Strauß, weil es den Leuten immer wieder Freude macht, von diesen unverwelkt jubilierenden Klängen an entschwundene schöne Zeiten erinnert zu werden und weil diese geniale Musik meines Erachtens um nichts tiefer einzuschätzen ist als eine Sonate von Beethoven oder die Melodien eines Mozart. Aber gar so unbedingt möchte ich mich doch auch wieder nicht auf diese „Frühlingsstimmen" festlegen lassen. Obwohl ich von Geburt aus kein einwandfreier Wiener bin, ist die Saite, die Johann Strauß in meinem Innern anschlägt, wahrscheinlich nicht meine schlechteste, schon deshalb weil ich in den Jahrzehnten meines Wiener Musizierens ein ziemlich guter Wiener geworden zu sein glaube. Aber meine tiefste und ernsteste Liebe gehört doch Beethoven, und wenn ich Bach spiele, fühle ich mich so sehr allem Zeitlichen einer sogenannten Berühmtheit entrückt, daß ich in manchen Minuten undankbar genug sein könnte, eine ganze Wiener Popularität für eine einzige Kantate Johann Sebastian Bachs hinzugeben. Und Mozart! Hier hat die kristallenste Heiterkeit, die um die letzten und dunkelsten Geheimnisse unseres Menschseins wußte, ihre Ewigkeitsprägung gefunden — wäre ich überhaupt ein Musiker, wenn Mozart nicht mein Gott neben allen Göttern wäre?"

Also spricht Alfred Grünfeld, vielleicht um einen Ton ernster, als man es von ihm, den man endgültig zum ewigen Jüngling am Klavier abgestempelt hat, gewohnt ist. Er will sein Gesicht wahren, das auch andere als die von den Wienern bevorzugten, phäakischen Züge hat. Bülow und Brahms, deren mit höchst schmeichelvollen Widmungen versehene Bilder im Bildermuseum Grünfelds hängen, wußten es, daß der „Klavierzauberer" viele Wohnungen hatte, die Wiener allerdings hielten sich immer am liebsten in dem Salon auf, in dem ihr Alfred Grünfeld mit Johann Strauß musiziert. An diesen Salon der strahlenden „Frühlingsstimmen" erinnert natürlich Grünfelds Klavierzimmer, dessen Schätze für jedes Museum der Wiener Musik ausreichen würden. Dieser Salon hat bei aller gemütlich bürgerlichen Intimität etwas von den anderswo längst verblaßten Farben makartischer Ateliers und Gesellschaftsräume, und merkwürdigerweise ist hier gerade der echte Makart, der irgendwo zwischen Widmungen, Büchern, Kränzen, Schleifen und kostbaren Andenken hängt, kaum zu erkennen: der Maler hat das unvollendete Bild von der Staffelei weg seinem Freund geschenkt; es trägt noch nicht einmal seinen Namen und ist so frisch und breitflächig hingestrichen, daß man gut und gern an einen viel jüngeren französischen Impressionisten denken könnte. Dafür ist ein Jugendbildnis Grünfelds ganz in der berühmten „braunen Sauce" oder vielmehr in beinahe echten Rembrandt-Tönen gehalten. Kein Geringerer als Munkacsi hat es gemalt, in Paris, und Herr Grünfeld weiß sich noch zu erinnern, unter welch behaglichen Umständen dieses Porträt zustandegekommen ist. „Ich war nämlich," sagt er, „kein gutes Modell, mit dem langen Stillsitzen hat es bei mir immer Schwierigkeiten gehabt, und so hatte Munkacsi den ausgezeichneten Einfall, mich nach dem Diner zu malen. Diners bei Munkacsi waren aber, schon wegen der schweren Weine, Liköre und Zigarren, eine anstrengende Sache, von der ich mich beim nachherigen Porträtsitzen auf meine Weise erholte. Ich schlief dabei nämlich ein, Munkacsi malte drauflos, und als ich ziemlich erschrocken erwachte, sagte er in seiner wortkargen und etwas brummigen Art: „Das Bild ist fertig. Gut, daß Sie geschlafen haben."

Der „schlafende Grünfeld" sieht übrigens erfreulich lebendig aus, und vierzig Jahre, die seit seiner Porträtsitzung vergangen sind, haben durchaus nicht jenen behaglich genießerischen Zug dieses Jünglingsangesichts aus dem Gesicht des Originals verwischt. Ein bißchen scheint dieser Verzauberer auch an sich selbst gezaubert zu haben; die „Elastizität", die man ihm am Klavier nachrühmt, ist hier in seinem Salon beinahe so etwas wie eine wirkliche, ewige Jugend des bald Siebzigjährigen. Er schlägt ein paar rotgebundene Bände auf, in denen die Gratulationen verwahrt sind, die er vor Jahren zu seinem sechzigsten Geburtstag bekam. Selbstverständlich, daß diese Glückwünsche das Material zu ein paar Folianten abgaben, und gleich das erste Telegramm, das der Telegraphist nur knapp auf vier oder fünf Formularen unterzubringen vermochte, ist eine fröhliche Elegie an das damals schon gestorbene Wien. Paul Lindau ist der Telegraphierende und er erinnert den Freund darin an nicht viel weniger Wiener Nächte als Tage, die sie miteinander verleben durften. — Der Aeltere zählt dem nicht viel Jüngeren, der ihn nun auch schon überlebt hat, seitenlang Namen aus dem entschwundenen Phäakien, in dem sie beide jung waren, auf. Keiner ist vergessen: Sonnenthal und die Wolter, das Ehepaar Gabillon, die Pepi Gallmeyer und der Edi Guschelbauer; ein unendlicher Reigen von fröhlichen und berühmten Wienern wurde von Lindau zum Geburtstag Alfred Grünfelds beschworen. Fast alle sind schon tot, das Wien von damals ist gestorben oder nicht mehr zu erkennen, jung sind nur die „Frühlingsstimmen" geblieben, die Alfred Grünfeld aus den Tasten beschwört.

Er schlägt das Buch der Gratulanten zu, ohne elegisch zu werden und ohne greisenhaft den schöneren Zeiten nachtrauern zu können. Das Geburtsdatum Alfred Grünfelds steht wirklich nur auf irgendeinem sagenhaften, vergilbten Papier, und daß die Freunde starben, ist wohl nur ein Anlaß mehr, das Leben stärker zu lieben.

Erst im Weggehen fällt mir ein: dieser berühmte Wiener, der mehr als andere um verschwundene Zeiten zu klagen hätte, hat kein böses Wort über das veränderte Heute verloren. Man kann dies bloß liebenswürdig finden, aber wahrscheinlich ist es weise, wenn Herr Grünfeld den Unterschied zwischen gestern und heute nicht klavierspielen mag. Denn es käme dabei weder Mozart noch Johann Strauß heraus, und nicht einmal Alfred Grünfeld wäre zu erkennen . . .

— Man wird selten irren, wenn man extreme Handlungen auf Eitelkeit, mittelmäßige auf Gewöhnung und kleinliche auf Furcht zurückführt.